

allem nicht auf Deutsch übersetzt waren. So vor allem das lange Schreiben Galileis an Cristina, Großherzogin Mutter von Toscana, von ca. 1615 (S. 279–393). In diesem Falle – wie mehrheitlich auch bei den anderen Dokumenten – liegt die Quelle auf Italienisch vor, einige sind auf Latein verfasst, die alle der Mitherausgeber Virgilio Masciadri und Hans Bieri zusammen ediert und übersetzt haben. Die lange und instruktive Einleitung (S. 7–121) orientiert über alles Nötige, was die Quellen (S. 123–503) bieten.

Bemerkenswert ist auch, dass die im Falle Galileis (als eines bis zuletzt treuen Sohnes der römisch-katholischen Kirche) erfolgte Rehabilitation ebenfalls referiert wird, bes. S. 95–99. Was nicht mehr vorkommt, ist die Messe zu seinen Ehren in Rom im Februar 2009.

Verständlich, aber bedauerlich ist, dass das Interesse des sog. »breiten Publikums« nur wenig berücksichtigt wird, etwa durch das völlige Weglassen des (legendären, ja apokryphen) Ausspruchs Galileis nach der Abschwörung vom 22. Juni 1633: »und sie bewegt sich doch«.

*Alfred Schindler, Zürich/Uerikon*

*Ruedi Graf, Die Tagebücher des Pfarrers Diethelm Schweizer (1751–1824), Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2010 (Pfarrherren, Dichterinnen, Forscher 2), 368 S. & CD-ROM – ISBN 978-3-03823-358-9.*

Neben den wenigen großen Figuren, die unser »kulturelles Gedächtnis« ausmachen, gibt es die Zahllosen, die entweder völlig im Orkus des Vergessens versunken sind oder von denen wir kaum mehr etwas wissen. Zu den letzteren würde wohl der Pfarrer Diethelm Schweizer noch immer gehören, wenn nicht aufgrund der Tatsache, dass Johanna Spyri seine Enkelin war, der helle Strahl von Regine Schindlers Spyri-Forschung auf ihn gefallen wäre und ihn ans Licht geholt hätte. Dabei zeigte sich nicht nur, inwiefern er für die Spyri-Familiengeschichte wichtig ist, sondern dass er als originelle Individualität eigenen Rechts gewürdigt zu werden verdient. Als solche wird er vor allem in seinen erhaltenen Tagebüchern fassbar. Er war wie andere seiner Zeitgenossen, man denke

an Ulrich Bräker, ein ausdauernder, wenn auch intermittierender Tagebuchschreiber: 10000 Seiten haben sich aus der Zeit zwischen 1775 und 1805 erhalten.

Das Forschungsinteresse galt zunächst Schweizers Spätzeit 1797–1805, als er Pfarrer in Hirzel war. Als sich aber Ruedi Graf, der in Germanistik promoviert und sich durch seine Arbeiten als gründlicher Kenner des 18. Jahrhunderts, besonders auch des schweizerischen, ausgewiesen hat, eingehender mit Schweizers früheren Tagebüchern befasste, packten sie ihn dermaßen, dass sich seine Darstellung dieser Zeit aus Schweizers Leben, die ursprünglich nur einleitenden Charakter haben sollte, zu einer eigenen Monographie auswuchs. So tritt einem nun aus seinem Buch der vormals so gut wie unbekannt Diethelm Schweizer als eigenartige, fest umrissene Persönlichkeit entgegen. Als in manchem auch verquere Geist stellt er sich den bekannten großen Zürchern seiner Zeit an die Seite, die der unvergessene Max Wehrli mit seiner Anthologie »Das geistige Zürich« (1. Aufl. 1943) unserem Gedächtnis eingepägt hat, als deren Schatten gewissermaßen.

An Diethelm Schweizers Werdegang, wie er durch Ruedi Graf zur detaillierten Darstellung kommt, fasziniert vor allem, dass und wie Schweizer im Laufe seiner Entwicklung zu der unumstößlichen Gewissheit gelangte, das Weltende und damit die Wiederkunft Christi stünden unmittelbar bevor. Diese »Naherwartung«, auf der im folgenden der Akzent liegt, ist freilich nur *ein* Strang dieses an historischen Informationen zu Schweizer und seinem Zürcher Umfeld so reichen Buches.

Schweizer stammte, im Unterschied zu den meisten bedeutenden Zürchern seiner Zeit, nicht aus der Oberschicht. Der Vater hatte einen Krämerladen im Niederdorf und wurde dann »Stadtknecht«, die Mutter war eine pietistische Refugiantentochter. Diethelm war das neunte von 13 Kindern, von denen nur sechs das Erwachsenenalter erreichten, die sonst alle im Handwerkermilieu verblieben. Sein Kontakt mit Eltern und Geschwistern lockerte sich schon früh, im Tagebuch kommen sie kaum vor. In dieser »Unbehaustheit« sieht Ruedi Graf wohl mit Recht den Motor von Schweizers lebenslangem Hunger »nach einem neuen geistigen und sozialen Ort« (S. 34).

Seine erste Stillung fand dieser Hunger im empfindsamen Freundschaftskult, der in den Siebzigerjahren auch in Zürich grasierte. Dieser kam zum Ausdruck im gemeinsamen »Genuss« der Natur auf Wanderungen in Zürichs Umgebung, auf die Lägern und bis auf den Rigi, in der Lektüre empfindsamer Literatur, inkl. des »Werther«, aber auch in intensiven Gesprächen um das rechte Leben, Denken und Empfinden. Unter den jungen Männern, mit denen Schweizer freundschaftlichen Umgang hatte, finden sich auch manche, die später zur Berühmtheit kamen, etwa Johann Caspar Haefeli, später Hofprediger in Dessau, oder der junge Georg Christoph Tobler, Verfasser des lange Zeit Goethe zugeschriebenen Proshymnus »Die Natur«. Zu Bodmers Jünglingen gehörte Schweizer jedoch nicht, Bodmers Name kommt im Tagebuch nicht vor, und auch der von Breitingen nur aus Anlass von dessen Tod. – Schweizer war ein anspruchsvoller, in manchem rigoroser Freund, was fast regelmäßig zu Spannungen und Entfremdungen führte. Das hing damit zusammen, dass für ihn echte Freundschaft religiös fundiert sein musste. Auch wenn sein Gottesglaube zunächst noch pantheistisch diffus war, hatte er doch den Anspruch, der allein richtige zu sein. Sein Vorbild einer Freundschaft war dabei diejenige zwischen dem zehn Jahre älteren Lavater und seinem Johann Konrad Pfenninger, auch verkehrte er zunächst wie viele andere sog. Expektanten in den Kreisen, die sich um Lavater gebildet hatten, wenn auch nicht unkritisch.

So zeigen seine frühen Tagebücher in Nahaufnahmen den jungen Diethelm Schweizer auf der Suche nach Freundschaft und Zugehörigkeit, zugleich aber als einen, dessen religiöse Ansprüchlichkeit immer wieder dazu führt, dass er sich isoliert und in die Einsamkeit katapultiert, zumal ihn zu Hause kein Refugium auffängt – ein typisches Adoleszentschicksal, nur eben im Gewande zeitgenössischer Schwärmerei und Empfindsamkeit.

Doch dann kam der Schweizers Lebensgang und Frömmigkeit bestimmende Umschwung, kurz nach seiner Ordination zum Pfarrer, die damals nicht automatisch auch eine Anstellung bedeutete. Es war Tobler gewesen, der im August 1777 Schweizer gesagt haben soll: »wenn ihr unschuldige Naturkinder kennen lernen wollt – so geht nach Dübendorf und sucht sie im Pfarrhaus.« Worauf ihm Schweizer antwortete: »Ich suchte sie und fand sie! Dank Dir innig

für diesen Wink ...« (S. 88). Das klingt nach literarischem Topos. So war es Goethe sechs Jahre zuvor im Pfarrhaus von Sesenheim ergangen, wobei er seinerseits Oliver Goldsmiths »Vikar of Wakefield« nachlebte. Doch für Diethelm Schweizer gewann dieser Pfarrhaus-Topos in Dübendorf Leben und wurde sein Schicksal.

Im Pfarrhaus Dübendorf lebte Pfarrer Caspar Gessner mit seiner Frau Elisabeth geb. Keller und fünfen seiner sieben Kinder, vier Töchtern und einem Sohn. Die vier Töchter resp. »Kinder«, wie Schweizer sie, wie in Zürich üblich, durchwegs nennt, standen ihm im Alter nahe. Der Sohn Georg, der spätere Antistes, war noch ein Bub von 14 Jahren. Im Hause wohnte ferner als Hauslehrer Schweizers Freund Johann Heinrich Bremi. Schweizer wurde rasch als Hausgenosse aufgenommen, pendelte – natürlich zu Fuß – zwischen Zürich und Dübendorf unermüdlich hin und her und gehörte schon bald fraglos dazu, erst recht, als er bei Pfarrer Gessner Vikar wurde.

Es braucht nicht viel Phantasie sich vorzustellen, wie es zwischen diesen jungen Leuten erotisch knisterte, zumal sie weitgehend vom Stadtleben und äußeren Ablenkungen abgeschnitten waren. Die Neigung, die sich zwischen Schweizer und Anna (Nette), der jüngsten der Schweizer-Töchter, entspann, wurde bald offensichtlich und führte zu allerhand internen Eifersüchteleien, auch mit Bremi, der schließlich das Feld räumen musste. Auch kam Schweizer »wegen der Gessner Kinder« in der Stadt ins Gerede, und man machte ihm, sogar schriftlich, Vorhaltungen. Tatsächlich hört sich für unsere nachfreudischen Ohren Schweizers Tagebuchnotiz ver-räterisch an: »Heute Briefe von Regel und Nannette Gessner. Die Guten schreiben mir – sie wollen ein Aker seyn – ich soll der Sämann seyn.« (S. 111). Aber diese biblische Redeweise galt ernst, sie war Ausdruck davon, dass sich die Gemeinschaft, die sich zwischen den jungen Leuten in der Dübendorfer Abgeschiedenheit ergab und immer inniger wurde, als christlich im strengsten, auch asketischen Sinne verstand: in Christus hatte sie ihren Orientierungspunkt, auf ihn war sie ausgerichtet, was etwa auch in privaten Andachten und Abendmahlsfeiern zelebriert wurde. »Abgelehnt wurde jede Geselligkeit, die sich nicht auf Christus bezog, weltliche Literatur und Lieder, Spiel und Tanz.« (S. 116). Alle Verdächtigung und Anfeindungen, die nicht aufhörten, wurden als sol-

che der »Welt« verstanden, die das Grüpplein erst recht in seiner Auserwähltheit bestärkten und zusammenschweißten.

Die Dübendorfer dachten sich eine heilsgeschichtliche Entwicklung aus, die in ihre Gemeinschaft münden würde. Dabei unterschieden sie drei Phasen: 1. einen »heidnischen« Zustand, in dem befand sich die Welt, 2. einen »jüdischen«, dazu rechneten sie auch das offizielle Zürcher Christentum inkl. das Lavatersche, und schließlich 3. einen »christlichen«, den allein ihre Dübendorfer Gemeinschaft repräsentiere. Das bedeutete, dass in ihnen die Heilsgeschichte ihr Ziel zu erreichen im Begriffe und die Wiederkunft Christi nahe herangerückt war. Dieses Erwähltheitsbewusstsein rechtfertigte einerseits die Distanz von allem Weltlichen um sie herum, schmolz sie andererseits aufs engste zusammen. Einzig ein Bauernhepaar aus der Umgebung namens Fenner erwies sich als würdig, in diese Christugemeinschaft aufgenommen zu werden und an ihren privaten Riten teilzunehmen, deren schließlich unangefochtenes Haupt Diethelm Schweizer war. Die Eltern Gessner scheinen dem geistlichen Treiben in ihrem Haus mit ambivalenten Gefühlen zugeschaut, es aber nicht gehindert zu haben.

Die eschatologische Naherwartung der Gruppe konkretisierte sich in der Idee der »Baue«, eines Gebäudes für die Endzeit. Dieses sollte einerseits der Dübendorfer Gruppe als Heimstätte für ihre frommen Aktivitäten dienen. Es war aber auch eine Metapher für Gottes immer wieder erneuerten Plan einer Vollendung der Welt. Schließlich und vor allem war »die Baue« gedacht als der Ort, wo sich die Wiederkunft Christi, die das Weltende einleitete, konkret ereignen würde. Entsprechend hing die Umsetzung des »Baue«-Projekts einerseits von der geistlichen Reife der Dübendorfer Gruppe ab, andererseits von ganz praktischen Erfordernissen. Dasjenige eines geeigneten Bauplatzes sahen die Dübendorfer wunderbar erfüllt, als eines Abends im März 1784 dreimal ein Regenbogen an derselben Stelle die Erde berührte.

Diese Idee der »Baue« blieb nicht an Dübendorf gebunden. Als Schweizer endlich eine eigene Pfarrgemeinde erhielt, in Diepoldsau im St. Galler Rheintal, nahm er die Idee der »Baue« mit; denn auch zwei der Gessner-»Kinder« begleiteten ihn dorthin: Nette konnte er nun, da er fest angestellt war, endlich heiraten, ihre Schwester Sette kam als ihre Gehilfin mit. Ihr Auserwähltheitsbewusstsein

begleitete sie von Dübendorf nach Diepoldsau. Im Mai 1789 schrieb er an Georg Gessner von der festen Hoffnung, »dass wir sie, die Baue, noch erhalten werden; unter derselben denken wir uns beinahe nichts anderes als Reich Gottes, und das, was nach dem wahren Schriftverstand Reich Gottes ist und heisst.« (S. 159). Zugleich aber blieb »die Baue« konkret, ein Haus, das sie zu errichten suchten. Um sie finanzieren zu können, kauften sie sogar ein Los einer deutschen Lotterie, die sie als Weg betrachteten, auf dem ihnen Gott direkt seine Hilfe zuteil werden ließe. Groß war die Spannung auf die Ziehung, und entsprechend niederschmetternd die Wirkung der Nachricht, sie hätten nichts gewonnen. Damit gaben sie die »Baue«-Idee auf, nicht aber die Naherwartung des Reiches Gottes.

Es ist merkwürdig, dass sich die für die »Baue«-Utopie fatale Losgeschichte um die Jahreswende 1789/90 ereignete, also bald nach dem Ausbruch der Französischen Revolution, in der manch andere, auch Lavater, für kurze Zeit den Anbruch des Reiches Gottes gesehen hatten. Ruedi Graf sieht auf einleuchtende Weise in den Idealen der Dübendorfer geistliche Analogie zu den revolutionären Ideen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Letztere implizierte übrigens auch die geistliche Gleichberechtigung der Geschlechter.

Die Enttäuschung der Hoffnung auf den unmittelbar bevorstehenden Anbruch der Endzeit brachte auch eine Wiederannäherung Schweizers an Lavater. Vor seiner Dübendorfer Zeit hatte er sich wie viele seiner Generation durchaus von Lavaters Charisma angezogen gefühlt. Doch dann stieß er sich an Lavaters Umgang mit den Großen dieser Welt, gerade auch mit Goethe. Dass Lavater einmal den Besuch der »Helvetischen Gesellschaft in Schinznach« einer Zusammenkunft seines christlichen Freundeskreises vorgezogen hatte, zeugte in seinen Augen von dem »jüdischen Geist«, den die Dübendorfer weit hinter sich gelassen hatten. Dass diese umgekehrt auch aus Lavaters Umkreis immer wieder kritisiert und beargwöhnt wurden, bestätigte sie nur in ihrem Glauben, auserwählt zu sein. Die neuerliche Annäherung an Lavater vermittelte Schweizers Schwägerin Bäbe Gessner-Hess, die Schwester von Lavaters früh verstorbenen Jugendfreunden Felix und Heinrich Hess. Bei Schweizers Wahl nach Hirzel soll Lavater im Hintergrund zu seinen Gunsten gewirkt zu haben. Es blieb dann Georg, dem jün-

geren Bruder der Gessner-»Kinder«, den diese lange als Dissidenten beargwöhnt hatten, vorbehalten, den Graben endgültig wieder zu schließen, als er in seiner zweiten Ehe Lavaters Schwiegersohn und nach Lavaters Tod sein Biograph und Herausgeber wurde.

Der Schlussabschnitt des Buches ist der Hirzler-Zeit gewidmet, in der Schweizer geistig und praktisch den Unruhen ausgesetzt war, welche die französische Revolution und ihre Folgen in der Zürcher Landschaft auslösten. Ruedi Grafs Darstellung wird hier zu einem fesselnden Kapitel Hirzler-Lokalgeschichte mit ihren wechselnden Parteiungen. Dass Schweizer noch diese Ereignisse eschatologisch zu verstehen suchte, lässt ihn grundsätzlich als Konservativen erscheinen, wobei er durchaus auch mit politischer Klugheit reagieren konnte. Die dem Band beigegebene, von Wolfram Schneider-Lastin verantwortete CD-ROM erschließt dieses Hirzler-Tagbuch vollständig und auf musterhafte Weise. Eine »Synoptische Übersicht über das Leben Schweizers für die Zeit des Tagbuchschreibens« erleichtert das Auffinden von Einzelem ebenso wie ein »Alphabetisches Personenverzeichnis mit Kurzbiografien«.

Der Erkenntniszuwachs aus Ruedi Grafs facettenreichem Buch über die Tagebücher Diethelm Schweizers für das Bild des geistigen Zürich im späteren 18. Jahrhundert liegt darin, dass sich für uns nicht mehr nur Lavater und sein Kreis einerseits, dessen aufgeklärte oder orthodoxe Gegner andererseits als Parteien gegenüberstehen, sondern dass es nun in Dübendorf um Diethelm Schweizer diesen Zirkel von Frommen gibt, der mit seiner rigorosen Weltabsage und Naherwartung des Reiches Gottes Lavater gewissermaßen links überholt und ganz auf eigene Faust die Weltgeschichte an ihr Ende zu bringen gehofft hat.

*Karl Pestalozzi, Basel*

*Emidio Campi, Ralph Kunz, Christian Moser (Hg.), Alexander Schweizer und seine Zeit, Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2008, 468 S. – ISBN 978-3-290-17493-4.*

Der Band geht auf eine interdisziplinäre Ringvorlesung zurück, welche die Theologische Fakultät Zürich im Herbst 2007 im Blick auf Alexander Schweizers 200. Geburtstag durchgeführt hat.